

(Nachdruck verboten.)

## „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.  
Von Karl Fischer.

Die Gesichter der vom Urlaub zurückgekommenen Rekruten waren beim ersten Dienst nichts weniger als heiter. Unteroffizier Veier war an dem ersten Tag zur Wache kommandiert, und seine Korporalschaft mußte Sergeant Schneider übernehmen. Der Leutnant, dem Volter durch seinen Urlaubsverzichts Interesse eingelöst hatte, rief ihn während des Dienstes zu sich.

„Warum sind Sie nicht auf Urlaub gefahren?“ fragte er ihn. „Hatten Sie kein Geld?“

„Ich hatte Geld, Herr Leutnant.“

„Nun, warum nicht?“

„Weil mirs zu weit war auf fünf Tage.“

„Haben Sie Verwandte?“

„Nähere nicht.“

„Wo wären Sie denn hingefahren?“

„Zu meiner Braut.“

„Ist die hübsch?“

„Für mich genügend!“

„Sol — Treten Sie ein.“

Als er wieder zur Korporalschaft zurückgekommen war, fragte ihn Sergeant Schneider neugierig: „Was wollte denn der Leutnant von Ihnen?“

„Er fragte mich, wie mirs geht, Herr Sergeant!“

Volter dachte, wenn ich so tue, als ob sich der Leutnant für mein Befinden interessiert, wird mich vielleicht Sergeant Schneider mit einer größeren Achtung behandeln.

Volter erwiderte ruhig den heimtückisch stehenden Blick, der dem Sergeanten eigentümlich war.

Beck hatte unter Sergeant Schneider viel auszustehen. Beim Chargieren des Gewehrs war er derjenige, der nichts richtig machte. Die anderen Rekruten ließ er nach einer Weile rühren und ließ Beck allein üben. Er rief ihm so schnell hintereinander die Kommandoworte zu, daß Beck mit dem Leben kaum folgen konnte. Dabei stand er ganz dicht vor ihm und schrie mit seiner gellenden Stimme auf ihn ein. „Nötschlich — ob Versehen, ob Absicht vorlag — glitt dem Beck das Gewehr nach vorn aus der Hand und stieß Sergeant Schneider mit der Laufmündung gerade in die Magengegend.

Ganz perplex stand dieser eine Weile da und rang nach Atem. Keinen Ton sagte er und ließ weiter üben. Dabei blickte er Beck an, als ob er ihn verschlingen wollte.

Beim Parademarschübren im einzelnen rächte er sich. Beck mußte immer wieder im Galopp zurück. Dann übte er mit ihm allein: „Hinlegen! — Sprung! Auf! Marsch marsch!“

„Hinlegen! — Sprung! Auf! Marsch marsch!“

Bis Beck der Schweiß vom Gesicht lief.

Der hundert Schritt entfernt stehende Leutnant blickte einmal flüchtig hin. Wie er sah, daß es Beck war, wandte er sich gleich wieder ab.

Als sich Beck kaum noch auf seinen Beinen halten konnte, ließ ihn der Sergeant wieder ins Glied treten. „Ich werds Ihnen beibringen!“ rief er ihm ganz nahe ins Gesicht. „Sie Drehhammel! Was glauben Sie, wer Sie sind? Sie Saukaffter. Nehmen Sie sich in acht, Sie Frächtel, daß ich Sie nicht noch ins Loch bringe!“

Der erschlafft dastehende Beck ließ alles geduldig über sich ergehen.

„Meine liebe Gretel Besten Dank für Deinen letzten Brief. Es ist zu klein, zu nichtig, Dir mit Worten für Deine Sendungen Dank zu sagen. Wir haben uns beide verbunden. Wir wurden getrennt, aber nicht für immer. Nur Geduld! Die zwei Jahre werden schnell vorübergehen, glaube mir. Jetzt habe ich mich schon halb und halb an meine Umgebung gewöhnt. Mag kommen, was will, ich halte aus.“

Vor einigen Tagen war Kaisers Geburtstag. Nach meines Leutnants Ansicht der einzige Tag im Jahre, an dem sich der Soldat betrinken kann. Auf Regimentsunkosten gab

es Bier. Kein Zapfenstreich! Freie Nacht! Für Freibier ist da mancher brave Kamerad zu haben! Im Interesse des guten Stoffs singt er wohl auch mal ein patriotisches Lied, das bei dergleichen Gelagen eine notwendige Folge ist. Dieser lärmende Patriotismus löst sich bloß beim ersten Exerzieren wieder auf wie blauer Dunst. Daß ich bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, meinen Strohsack aussuchte, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen.

Die mit banger Sorge von meinem Leutnant erwartete Rekrutenvorstellung hat gestern ihren Abschluß gefunden. Einige Tage vorher war alles in größter Tätigkeit. Was mußte da alles gepuht und hergerichtet werden. Gestern bekam unser Leutnant beinahe das Bittern vor Aufregung und Angst, ob nun die ganze Komödie zur Zufriedenheit des Obersten klappen würde. Es wollte aber durchaus nicht klappen. Einzelne sogenannte „Krummböde“, a la Grestler und Weidemüller verhandelten ihm das ganze Bild. Bei der Instruktionsbesichtigung kämpfte der Leutnant in unruhvoller Ehrfurcht vor seiner Leistung mit einer momentanen Gedächtnisschwäche. Er stellte manchmal solche Fragen, daß der Oberst einschreiten und ihm andeuten mußte, die Fragen seien für die Rekruten zu kompliziert; er mußte es ihnen leichter machen.

Nach der Vorstellung teilte uns der Hauptmann die große Zufriedenheit des Obersten mit und gab uns bekannt, daß das Bataillon in Anerkennung der tüchtigen Leistungen der Mannschaft der ersten Kompanie ein Faß Bier zum besten gegeben habe. Wie mir einer vom alten Jahrgang erzählte, ist die Bierpende eine alljährlich wiederkehrende Erscheinung.

Die Rekrutenzeit ist vorüber, und jetzt beginnt das allgemein gefürchtete Kompagnieexerzieren. Die Alten und die Rekruten durcheinander vermengt in Reih und Glied. Die Rekruten sollen dabei üble Erfahrungen machen. Ich bin auf alles gefaßt, und gar so schlimm wird es schon nicht werden. Ich soll ein guter Exerzierer sein, wie mein Korporalschaftsführer sagt, und werde auch weiter meinen Mann zu stellen wissen. Sorge Dich nur nicht um mich.

Herzlichst, Dein Veit.“

Der Sonntagsappell hatte von nun ab für die Rekruten eine ganz andere Bedeutung. Täglich mußte die ganze Kompanie unter dem Hauptmann exerzieren. Bei der Rekrutenausbildung hatte er sich nur vorübergehend auf dem kleinen Exerzierplatz sehen lassen. Jetzt hörten die Rekruten jeden Vormittag die laute Kommandostimme des Hauptmanns. Jedem Rekruten fuhr sie in die Knochen, wenn er beim Exerzieren seinen Namen rufen hörte. Man wußte, daß es bei jedem Versehen oder Nichtaufpassen als Strafe eine halbe Stunde Nachexerzieren gab. Nach jedem Namensaufruf hörte man das bekannte: „Feldwebel! Schreiben Sie ihn auf!“ Der Feldwebel stand immer mit seinem Notizbuch in der Hand in der Nähe. Nach dem Einrücken in die Kaserne war anschließend Extradienst für die „Aufgefallenen“. Beim Sonntagsappell vor Generalübersicht über die Ereignisse in der Kompanie während der vergangenen Woche. Manchem Rekruten klopfte das Herz, wenn er vorgerufen wurde. Beck gehörte fast regelmäßig zu denen.

Sergeant Schneider hatte dem Hauptmann Meldung erstattet, daß Beck sich am vergangenen Sonnabend nachmittag während des Revierreinigens in der Kantine aufgehalten hatte.

„Drei Tage Mittelarrest!“ diktierte der Hauptmann. „Noch am Sonntagmittag abzuführen.“

Die erste Arreststrafe unter den Rekruten. Von dem Arrest hatten alle noch nicht Bestraften eine heilige Scheu. Wie ein großer Verbrecher kam sich Beck vor. Selbst seine gleichaltrigen Kameraden blickten ihn von der Seite an und vermieden es, mit ihm zu sprechen, während er wieder unten in der Stube war und sich zur Strafe vorbereitete. Schweigend packte er seine vorchriftsmäßigen Sachen zum Arrest.

„Na, Hans!“ kam sein bester Bekannter, Lüdelt, vom älteren Jahrgang zur Tür herein. „Haste Dei Krämche z'samme? Mach Dir nur nix draus. Is gar nich so schlimm! Für mich is das nittche Erholung geworden. Man g'wöhnt

## Staatsanwalt Abendrot.

Von H. Franz.

Sich an alle. Ich hab scho dreiundsechzig Täg abg'macht, so lang ich beim Kommiß bin. Dr'ham nit ane halbe Stund. Hier ham se mirs Spinne beigebracht."

"Machen Sie, daß Sie rauskommen!" befahl Unteroffizier Beier, aus seinem Verschlag kommend. Sie haben hier nichts zu suchen!"

"Ich wollt bloß mei Kollegen Adjö sagen, Herr Unteroffizier."

"Sie können gleich mit ihm losgehen! Sind wohl lange Zeit nicht drin gewesen? Was?"

"Erstcht vor verz'n Täg! Herr Unteroffizier."

"Machen Sie, daß Sie rauskommen! Sie altes krummes Puder, Sie!" Damit drängte er ihn zur Tür hinaus und folgte ihm nach.

"Kennst Du den Lückelt genauer, Bed?" fragte ihn Volter.

"Das ist doch fast der einzige, mit dem ich hier verkehre," antwortete Bed Heinlaut.

"Warum ist denn der soviel bestraft? Er schießt und exerziert doch ganz gut."

"Wie er Rekrut war, da hat ihn mal der Leutnant gefragt, warum er immer so traurig ist. Und da hat er dem sein Leid geklagt — daß er kein Geld hat und seine Eltern so arm sind, daß sie ihm nichts schicken können. Der Leutnant hat ihm da eine Mark geschenkt. Vor lauter Freude hat er die versoffen — und das hat der Leutnant wieder erfahren. Von da ab fiel er immer auf — beim Exerzieren — beim Appell — bis er in Arrest kam. Und wie er erst ein paar-mal im Arrest war, wurde er immer leichtsinniger und gleichgültiger — bis ers mit allen Vorgesetzten verdorben hatte."

"Wie hoch war denn seine letzte Strafe?"

"Drei Wochen strenger Arrest! Weißt Du, Volter, ich habe bloß Angst um ihn, wenn er wieder frei ist vom Militär. Der hat sich an die Strafen schon so gewöhnt, daß sie ihm gar nichts Schreckliches mehr sind. Und dann solls draußen im Zivilgefängnis viel leichter zu ertragen sein als hier. Wenn er nur dann keine dummen Streiche macht."

"Und ist er wirklich als Zivilist nicht vorbestraft?" fragte Volter weiter.

"Ich sage Dir, mit keiner Stund! Nicht mal mit Geldstrafen. Ich hab ja mit ihm draußen zusammengearbeitet."

"Na, laß Dir das nur nicht so zu Herzen gehen, daß Du sitzen mußt, Bed."

"Darauf war ich gefaßt. Das wird auch nicht die letzte Strafe sein."

"Wo ist der Kerl!" rief Sergeant Schneider im Dienstanzug zur Tür herein. "Sind Sie bald fertig?"

"Zawohl!" rief Bed.

"Na los! Machen Sie schnell! Ich will mich nicht Thretwegen den ganzen Sonntag mit dem Helm herumdrücken."

"Leb wohl, Bed!" rief ihm Volter nach.

"Auf Wiedersehn!"

Am ersten Osterfeiertag wurde Volter auf Wache kommandiert — die erste seiner Dienstzeit. Aus allen Kompagnien des Regiments war die Garnisonwache zusammengestellt. Die elfte Kompagnie hatte vier Mann dazu kommandieren müssen.

Volter, mit einem Gefreiten und zwei Mann anderer Kompagnien, mußte ein vor der Stadt einsam gelegenes Pulvermagazin bewachen. Die Obliegenheiten während des Wachtendienstes waren in den Instruktionsstunden so oft theoretisch durchgesehen, daß sie Volter fast wie etwas Alltägliches erschienen.

Seine Wachtgenossen waren ihm völlig fremd. Bis zur Stunde hatte er sie noch nie gesehen. Einer von ihnen nahm seine ganz besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Seine Gesichtszüge verrieten eine bessere Herkunft. Er schien etwas älter zu sein als die anderen Gemeinen, die er bisher sah. Wie in der Wachtstube alle abgelegt hatten, konnte ihn Volter erst richtig betrachten. Seine hellen Augen blickten ungemein wehmütig. Seine hohe breite Stirn verlief nach oben in den spärlich bewachsenen Scheitel. Der andere Teil des Gesichts wollte nicht zu der Stirn und den Augen passen. Die Züge um den Mund verließen dem gesamten Antlitz etwas Undefinierbares, etwas Fremdes, was dem Beobachter kein Urteil zuließ. Sein Anzug war nicht so proper, wie zum Wachtendienst eigentlich üblich war. Seine Hose der fünften Garnitur schien eher eine der sechsten zu sein. Die ganze Bekleidung verriet etwas Saloppes und Nachlässiges.

(Fortsetzung folgt.)

Ich habe einen gewissen Respekt vor Staatsanwalt Abendrot. Wenn seine mächtige rote Nase und die Wade mit dem riesigen Schnitz im „Hessischen Hof“ auftauchen, und wenn er zu Ernst sagt: „Ein Hundstüch warm und ein Marienthaler!“ — so liegt darin eine Selbstverständlichkeit und Logik, die keinen Widerspruch dulden. Assessor Willbrände, der jetzt längst Amtsrichter irgendwo im Osten ist, war da ganz anders. Schon daß er zu lange Weine hatte, gab ihm etwas Unbestimmtes, Würdeloses, trotz seiner märchenhaften Körperlänge. Er sprach im Lokal außerdem so leise, daß er seine Bestellung oft zwei- oder dreimal wiederholen mußte. Denn Ernst ist schon alt, sieht wenig und hört fast gar nichts, so daß neue und unerhörte Bestellungen, die über Hundstüch warm, St. Julien oder Marienthaler hinausgehen, in der Regel bei ihm versagen. Die Gäste wissen das und richten sich rücksichtsvoll danach, indem sie seltenere Speisen und Getränke selber im Vorbeigehen am Büfett bestellen, wenn sie mal wohin müssen. Auch Staatsanwalt Abendrot läßt diese Rücksicht. Aber er tut es in seiner unerbittlich logischen und streng sachlichen Weise, die nichts von einer Rücksichtnahme spüren läßt, obwohl er in später Abendstunde mit dem Büfettfräulein ohne Spur von Bedanterie zu plaudern weiß.

Aber nicht im „Hessischen Hof“ war es, wo ich Staatsanwalt Abendrots eiserne Logik und unerlöschliche Ruhe zuerst und am meisten bewundern lernte. Das war vielmehr am Schauplatz seiner eigentlichen Tätigkeit, im Gerichtssaal.

In jenem Sommer hatten sich im Warenhause der Stadt die Diebstähle erschreckend gehäuft. Schließlich richtete Herr Heymann eine scharfe Kontrolle ein; hinter dicken Portieren lauerten schlankere Herren im Gehrock, bereit, auf die Täter loszustürzen, und das Resultat war denn auch, daß am dritten Tage gleich zwei Diebinnen gefaßt wurden. Die eine war die Frau eines Weichenstellers, die in der Lebensmittelabteilung erwischt wurde als sie zwei Stücke Camembertkäse in ihre Markttasche schob. Der Käse stand zwar am äußersten Ende des Raumes in einer finsternen Ecke, aber wer da gelaubt hatte, hier ungestört arbeiten zu dürfen, hatte eben die Portiere vergessen, die da hinten zur Toilette führte. Die andere Verbrecherin hatte sich anfänglich für eine Rentnersfrau Gleiser, geborene Ahlemann, ausgegeben. Das war ihr Verhängnis. Hätte sie gleich gesagt, sie sei die Baronin Holzapsel, so würde Herr Heymann sie zweifellos mit einer Verbeugung aus dem Kontor geleitet und ihrem Gatten die Rechnung über die mitgenommenen Spitzen ganz ergebenst zugesandt haben. Aber der Betrugsversuch hatte seinen Jorn erweckt. Er prallte zwar ein wenig zurück, als die von ihm scharfer befragte angebliche Rentnersfrau sich in Gegenwart des Kommissars als Baronin entpuppte, aber er beschloß doch, sei es in einer zornigen Wallung, sei es aus Gerechtigkeitsgefühl, gegen alle beiden Diebinnen vorzugehen.

So kam es, daß Staatsanwalt Abendrot Anklage erheben mußte, gegen die Ehefrau Emilie des Weichenstellers Danzenrot, geborene Eigner, und gegen die Ehefrau Martha des Majors a. D. Baron v. Holzapsel, geborene Frein v. Frempler. Staatsanwalt Abendrot war durch alle Fragen seiner Bekannten zu keiner Auskunft über den Gang der Sache zu bewegen, die begreiflicherweise in der ganzen Stadt großes Aufsehen erregte und im „Hessischen Hof“ acht Tage lang das Hauptthema bildete. Herr Heymann hatte zwar privatim nichts verlauten lassen, und die meisten Mäuler wollten die Sache glatt unterdrücken, wozu es des „höflichen Erzdienst“ von Rechtsanwält Kälz, dem Vertreter des Majors, gar nicht bedurft hätte. Aber da war ein Klatschblatt, das sich mit Vegetierung auf die Sache stürzte und, trotzdem es die beteiligten Personen — außer der Weichenstellersfrau — nur mit den Anfangsbuchstaben nannte, doch so deutlich wurde, daß jedermann Bescheid wußte. Obendrein hatte auch das sozialdemokratische Organ die sämtlichen Personen mit vollem Namen, Titel usw. an die Öffentlichkeit gezerrt. Beigefügt waren ein paar Hiebe gegen das Junkertum, eine spöttische Frage an die Staatsanwaltschaft und ein statistischer Artikel über die jämmerlichen Besoldungsverhältnisse der Eisenbahnunterbeamten. Als Staatsanwalt Abendrot am Stammstisch die Nummer hingehalten bekam, sah er flüchtig hinein, machte eine abwehrende Handbewegung und rief: „Ernst, noch ein Marienthaler!“ Dann sprach er von den Stadtverordnetenwahlen, die nächster Tage stattfinden sollten.

Beide Verhandlungen waren an demselben Tag angesetzt worden. Ob zufällig oder ob mit Absicht war schwer zu sagen; jedenfalls vermutete man dahinter die Bosheit einer maßgebenden Persönlichkeit, mit der die Holzapsels sich seit jeher nicht zu stellen gewußt hatten.

Die Beweisaufnahme gestaltete sich in beiden Fällen sehr einfach. Die Angeklagten waren geständig. Angesichts der Tatsache, daß Herr Heymann sie in flagranti ertappt hatte, blieb ihnen ja auch gar nichts anderes übrig. So weit lag die Sache ganz normal und befriedigend. Aber die Richter blickten ernst und sorgenvoll drein: es galt, die Miene unbestechlichster Objektivität zu zeigen. Rechte der Verteidiger der Baronin, Rechtsanwält Kälz, die tollsten Sprünge machen, es sollte sie nicht beirren in ihrer Auffassung der Sachlage. Medizinalrat Gads Gutachten erwarteten sie mit

Spannung. Er war seit vielen Jahren Hausarzt bei Solzapfels, übrigens aber als streng rechtlich denkender Mann der Wissenschaft bekannt. Am meisten war man auf das Plaidoyer von Staatsanwalt Abendrot neugierig. Einerseits mußte von seiner Auffassung viel abhängen, da man sich unmöglich in einen schroffen Widerspruch zu seinem Antrag stellen konnte. Gleichzeitig aber waren die Richter wohl gespannt, wie sich dieser Kollege aus der schwierigen Situation ziehen würde, die ihm in jedem Falle großen Nutzen oder großen Schaden bringen konnte, wenn er nicht mit äußerster Vorsicht verfuhr.

Aber woher weiß ich diese Gedanken und Empfindungen der Richter? Bin ich berechtigt oder auch nur befähigt, aus ihren Mienen ihre Seelen zu lesen? Bin ich vielleicht Psycholog und Dichter, angestellt zur Erforschung der Seelentiefen? Mit nichts. Also bei den Tatsachen geblieben, wie es sich für einen primitiven Historiker gehört, für einen simplen Verichterstatler. Und keinerlei Ausschweifungen mehr in das Gebiet des Unausgesprochenen.

Staatsanwalt Abendrot hätte übrigens auch dem schärfsten Psychologenauge nicht mit einer Miene verraten, was in ihm vorging. Er thronte unberührt, olympisch, unerschütterlich, den Kopf über die Alten gebeugt, die Füße unter den Stuhl zurückgestemmt, als wolle er jeden Augenblick aufstehen: der Paragraph als lebendes Bild.

Aber ich weiche wieder von der nüchternen Historie ab und dicke Dinge in die Leute hinein, die ich nie werde beweisen können.

Die Weichenstellersgattin war erledigt. Sie hatte sich darauf hinauszureden gesucht, daß sie in der Not gestohlen habe. Aber es wurde durch einen Zeugen — Heizer Stubiniski, der sich freiwillig gemeldet hatte — klar erwiesen, daß Frau Daugenrot geborene Eigner mehrere Laibe Brot am selben Vormittag eingekauft hatte. Konnte da von Not die Rede sein? Die Sache stand sehr schlecht.

Staatsanwalt Abendrot ging denn auch heftig ins Zeug. Er habe sich anfangs eines gewissen allgemein menschlichen Mitgeföhls nicht erwehren können. Die Lage der Eisenbahnunterbeamten sei zwar nicht im entferntesten so trostlos, wie sie von gewisser Seite — aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen — geschildert werde, aber es müsse anerkannt werden, daß unter besonderen Verhältnissen, wie Krankheit, große Kinderzahl und dergleichen, eine gewisse Notlage vorübergehend eintreten könne. Wie gesagt, dieser Gedanke habe ihn, den Vertreter der Anklage, anfangs mitbe gestimmt. Aber er habe sich gesagt, Krankheit liege ja nicht vor, die Kinderzahl — im ganzen seien es fünf Kinder, also nicht ungewöhnlich viel — könne gleichfalls wohl kaum als wesentlicher Milderungsgrund angesehen werden. . . . Wie dürfe also da von Not die Rede sein, bei einem Beamten mit festem Brot? Unter solchen Verhältnissen qualifiziere sich bereits die Aneignung — er wolle einmal sagen: eines Laibes Brot als glatter Diebstahl ohne mildernde Umstände. Nun aber: habe die Angeklagte etwa einen Laib Brot gestohlen? Habe sie sich etwa mit des Laibes Nahrung und Notdurst begnügt? O nein! Sie stahl Käse! Vielleicht Quarkkäse? Oder wenigstens Limburger? Nein, sondern besten Camembertkäse habe sie mitgehen lassen, von einer Qualität, wie die Herren Richter, so glaube er, der Staatsanwalt — sie auch nicht besser begehren würden.

Nun könnte die Angeklagte vielleicht einwenden, sie habe eben nichts Willigeres erwischen können. Ein schöner Grund! Als wenn ein Taschendieb sagte, er habe sich mit einem Hundertmarkschein begnügen müssen, da er leider keine Groschen in der Tasche gefunden habe. Nein, mit solchen Gründen dürfe man einem ernsthaften Gerichtshof nicht kommen! Derlei Klauen vermöchten vielleicht in Ländern romanischer Zunge etwas, wo man nicht durch die klare und strenge Schule Kant's gegangen sei, der den kategorischen Imperativ für alle Zeiten stabilisiert habe, aber hier bringe man damit nicht durch. Kurz — man möge die Abschweifung auf das Gebiet der Ethik verzeihen, aber für ihn sei es klar, daß hier ein Luxusdiebstahl vorliege, der mit Not und Armut nichts, aber auch rein gar nichts zu tun habe und deshalb um so verwerflicher sei. Wie gesagt, auch wenn es sich um die Notdurst des Lebens, etwa um einen Laib Brot gehandelt hätte, würde im vorliegenden Falle doch nicht von einer entschuldbaren Verirrung die Rede sein können. Wieviel weniger also bei dem Diebstahl einer Sache, die die Angeklagte noch viel weniger nötig gehabt habe. Er, der Staatsanwalt, bitte die Herren Richter ausdrücklich, dies zu beachten, daß die Daugenrot den Camembert absolut nicht nötig gehabt habe. Denn daraus ergebe sich zwingend der Tatbestand des Diebstahls ohne mildernde Umstände. Bei der Strafmessung sei noch zu berücksichtigen, daß die Warenhausdiebstähle einen erschreckenden Umfang angenommen hätten. Es empfehle sich, ein abschreckendes Exempel zu statuieren. Er beantrage einen Monat Gefängnis.

Staatsanwalt Abendrot war fertig. Die Richter zogen sich zurück. Das Urteil lautete auf eine Woche Gefängnis. In Rücksicht gezogen sei einerseits die bisherige Unbescholtenheit der Angeklagten, andererseits aber die Beschaffenheit der näheren Umstände, nach denen sich der Diebstahl als ein ganz leichtfertiges Sichbergreifen an fremdem Eigentum darstelle, das der Inhaber des Warenhauses im Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Publikums zu dessen Bequemlichkeit auslege.

(Schluß folgt.)

## Aus der Geschichte der Entdeckungsstreitigkeiten.

Der Kampf um die Entdeckung des Nordpols, der seit Wochen Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen in wissenschaftlichen und Tagesberöffentlichungen bildet, erinnert zunächst an den tragischen Streit um die Entdeckung der Nilquellen zwischen Burton und Speke, der nach jahrelangem Kampfe zu tragischem Ausgang führte. Aber lange vorher hat die Geschichte der großen geographischen Entdeckungen ähnliche Erscheinungen gezeigt, die nur darum von dem heutigen Wilde abweichen, weil die Zeit, in die sie fallen, eben noch nicht im „Zeichen des Verkehrs“ stand und weil damals Telegraph, Presse und Interviews noch nicht erfunden waren. Die Entdeckung Amerikas gab zu einem hitigen Gefechte zwischen Christoph Columbus und Amerigo Vespucci Anlaß, und lange wurde darüber gestritten, ob Berrazano oder Hudson zuerst den Hudsonfluß gesehen hat. Fast jede Seite im Buch der geographischen Entdeckungen bietet Beispiele solcher Nebenbuhlerschaften. Dem großen Forschungsreisenden James Bruce ist ein schlimmes Schicksal widerfahren. Nachdem er im Jahre 1768 den Lauf des Blauen Nils bis zu seinen Quellen in den Ruwenzoribergen aufwärts verfolgt hatte, kehrte er 1773 von einer Reise heim und betrat in Marseille europäischen Boden. Dort begegnete er dem französischen Forscher D'Arville, der ihm die Mitteilung machte, daß alles, was er gesehen hätte, wohl recht interessant, aber — nicht neu sei. Er zeigte ihm zum Beleg eine von ihm ein Jahr vorher veröffentlichte Karte, die sich auf die Skizzen zweier portugiesischer Jesuitenpaters stützte, von denen der eine, Pater Paeg, im Jahre 1615, und der andere, Pater Lobs, im Jahre 1625 diese Gegenden durchforscht hatte. Die Landkarte des Paeg erschien im Jahre 1652 und die Lobos im Jahre 1670. Es war natürlich ein harter Schlag für Bruce, als er dadurch seine Leistung der Erstlingschaft entkleidet sah. Aber die Zukunft sollte ihm noch schlimmeres bringen. Er veröffentlichte einen interessanten Bericht über Sitten und Lebensgewohnheiten der Eingeborenen in Abyssinien und Innerafrika, worin er unter anderem erzählte, daß die Neger das rohe, fast noch zuckende Fleisch des getödteten Wildes zu verzehren liebten. Dieser Bericht erregte einen wahren Sturm von Unglauben, sogar von Heiterkeit und trug seinem Verfasser einen in diesem Zusammenhang nicht gerade schmeichelhaften Vergleich mit dem sehr phantasiebegabten Herodot ein. Johnson nannte ihn einen „frupellosen Romanreiber“, und Horace Walpole bezeichnete seine Schriften als ein Hirngespinnst. Aber heute weiß man, daß Bruce ehrlich war und lieft — nach 130 Jahren — immer noch seinen Reisebericht mit Nutzen. Nachdem der Lauf des Blauen Nils ergründet war, richtete sich die Aufmerksamkeit der geographischen Welt auf den zweiten Zufluß des Stromes, den Weißen Nil. Erst gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde dies Problem in wissenschaftlicher Weise in Angriff genommen. Die Geschichte der Entdeckung dieser Nilquelle ist von Sir Harry Johnson in seinem Werk über die Nilfrage in allen Einzelheiten dargestellt worden. Der schlimme Streit, der sich zwischen Richard Burton und John Hanning Speke entspann, nahm seinen Ausgang von einer Erkrankung des ersteren an dem entscheidenden Punkt der Expedition. Speke erreichte den südlichen Teil des Viktoriasees, den er als die Hauptquelle des Weißen Nils erkannte. Nachdem er einen Teil der Südküste erforscht hatte, war er infolge seines Versprechens, Burton an einem bestimmten Zeitpunkt wieder zu treffen, zur Umkehr genötigt. Er fand seinen Reisegefährten in Unghanembe wieder, gereizt und verdrößlich über den großen Erfolg, den Speke allein errungen hatte. Die beiden kehrten in nicht allzu gutem Einvernehmen nach Sansibar zurück, wo Burton blieb, um sich des Gepäcks der Expedition anzunehmen, während Speke direkt nach England heimkehrte. Burton folgte ihm im Jahre 1859, und seine Verbitterung wuchs angeichts des Jubels, mit dem die Errungenschaften Spekes aufgenommen waren. Gleichwohl wurde er äußerlich den Verdiensten Spekes nunmehr einigermaßen gerecht, als er selbst im Jahre 1860 die Goldene Medaille der Königl. Geographischen Gesellschaft erhielt. In Wirklichkeit hielt die Verstimmung zwischen den beiden Forschern an und äußerte sich auch bald in einer publizistischen Fehde. Speke polemisierte in „Madwoods Magazine“ gegen Burton. Dieser wartete jedoch mit seiner Erwiderung vier Jahre lang, bis Speke zu einer neuen Forschungsreise nach Afrika aufgebrochen war. Er suchte dessen Verdienste in jeder Weise herabzumindern und bestritt, daß der Viktoriassee die Quelle des Nils sein könne; ja er erklärte, daß dies Gewässer überhaupt kein großer Binnensee, sondern ein Gewirr von Tümpeln und Sümpfen sei. Dieser Streit ging jahrelang hin und her, bis es 1862 Speke gelang, seine Auffassung, daß der Weiße Nil im Viktoriassee entspringe, durch die Entdeckung der Niponsfälle zu beweisen. Im Jahre 1864 bestimmte die Britische Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften, daß Burton und Speke ihre Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Ursprungs des Nils durch eine öffentliche Disputation, die am 15. September in Bath stattfinden sollte, auszutragen hätten. Aber diese Disputation fand niemals statt, da Burton unter tragischen Umständen den Tod fand. Ob er einem Unglücksfalle erlag oder selbst Hand an sich legte, ist wohl zweifelhaft. Stanley blieb es vorbehalten, das entscheidende Wort in dem Streit um die Nil-

quellen zu sprechen. Im Jahre 1876 erforschte er das Gebiet des Viktoriasees und zeigte, daß alle Angaben Spekes richtig gewesen waren.

Wie feldsam das Schicksal in derartigen Streitigkeiten waltet, zeigt die Tatsache, daß trotz der Entdeckung Amerikas durch Columbus der neue Kontinent den Namen Amerigo Vespucci trägt, denn dieser hatte als erster im Jahre 1497 behauptet, das amerikanische Festland betreten zu haben. Doch war es zweifellos erst die große Entdeckung des Columbus gewesen, die ihn überhaupt veranlaßt hatte, seine Fahrt nach dem Westen anzutreten. Auch die Entdeckung des Hudsonsflusses ist ein Beispiel dafür, daß der wirkliche Entdecker um seine Rechte gekommen ist. Die Priorität gebührt zweifellos Verazzano, und doch trägt der von ihm entdeckte Strom Hudsons Namen. Beach und Cook sind also nicht die ersten und einzigen, die um ihren Ruhm zu streiten haben. Allerdings scheint in ihrem Falle eine Entscheidung besonders schwer zu sein.

## Kleines feuilleton.

### Geologisches.

Eine neue Erklärung von Erdbeben. Als vor einigen Jahren das Radium und die ihm verwandten anderen Substanzen bekannt wurden, erregten sie mit Recht großes Staunen durch ihr Strahlungsvermögen. Ohne irgendwie von einem leuchtenden Körper getroffen zu sein, und ohne daß irgend welche chemische Prozesse mit ihnen vorgenommen wurden, senden sie Lichtstrahlen aus, die sich zum Beispiel auf der lichtempfindlichen Schicht der photographischen Platte deutlich bemerkbar machen. Aber als infolge dieser Beobachtung sich die wissenschaftliche Untersuchung genauer mit diesen Körpern zu beschäftigen begann, da zeigten sich und zeigen sich auch heute noch bei fortgesetzter Behandlung immer neue Eigenschaften an denselben Körpern, die es wert sind, auch in den weitesten Streifen der Baien bekannt zu werden, da sie von ungemein großer praktischer Wichtigkeit sind. So ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fähigkeit der strahlenden Substanzen, elektrische Erscheinungen hervorzurufen, die gesamten elektrischen Erscheinungen der Luft hervorruft. Man stellt sich den Vorgang so vor, daß die strahlenden Körper zunächst das ihnen benachbarte Erdreich und die unmittelbar mit ihnen in Berührung kommenden interirdischen Quellen elektrifizieren, und daß dann von der Erde und dem fließenden Wasser aus die Luft in den elektrischen Zustand versetzt wird. Da aber andererseits festgestellt ist, daß vom elektrischen Zustand der Atmosphäre nicht nur die eigentlichen elektrischen Gewitter hervorgerufen werden, sondern daß mit ihm auch sonst sehr viele meteorologische Erscheinungen im engsten Zusammenhang stehen, erkennt man, daß die strahlenden Körper für unsere gesamten Wettervorgänge und damit für unser ganzes Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind. Nur haben dieselben Substanzen aber noch andere Merkwürdigkeiten an sich. Sie sind in einem beständigen Zerlegungszustand begriffen. Wie von einem unbedeckt hingestellten, mit Wasser gefüllten Gefäß durch Verdunstung beständig Wasser sich löst und in der Gestalt von Dampf in die Umgebung übergeht, so geht auch vom Radium, dem Thor, dem Polonium und allen Substanzen dieser Art stets ein Teil in die Umgebung, nur mit dem Unterschied, daß Wasserdampf Gemisch dieselbe Zusammensetzung hat, wie flüssiges Wasser, während die von den strahlenden Körpern fortgeschleuderten Massenteilchen ganz andere chemische Körper darstellen als der ursprüngliche, und daß auch die fortgeschleuderten Teile ihrerseits sich wieder in andere chemische Körper zerlegen. Indem nun die so fortgeschleuderten Substanzteilchen sich nach allen Seiten in die Umgebung hinein bewegen, gerät eine Anzahl von ihnen auch wieder auf die Ursprungssubstanz und wird mit verhältnismäßig großer Kraft auf sie geschleudert. Wie ein Hammer, der kräftig auf den Ambos geschlagen wird, sich dabei lebhaft erwärmt und auch den Ambos in höhere Temperatur versetzt, so wird auch durch die zurückgeschleuderten Radiumteilchen Wärme erzeugt, und zwar handelt es sich dabei um recht beachtenswerte Wärmemengen, und diese scheinen die Ursachen wichtiger Erscheinungen zu sein. So war man auch bis vor kurzem noch nicht klar darüber geworden, woher die Sonne, die doch Jahr aus Jahr ein gewaltige Wärmemengen ausstrahlt, immer wieder so viel Wärme bezieht, daß ihr Wärmezustand unverändert zu sein scheint; jetzt ist man, da mit Sicherheit anzunehmen ist, daß auch auf der Sonne große Mengen strahlender Körper enthalten sind, zu der Ansicht gekommen, daß die durch ihre Zerlegung und ihr Zurückschleudern entstandene Wärme vollauf genügt, den durch Ausstrahlung der Sonne veranlaßten Wärmeverlust zu ersetzen. Aber auch für irdische Erscheinungen hat diese Wärme wohl mehr Bedeutung, als man zunächst glaubte. Man hat auf die bis jetzt aufgefundenen Mengen strahlender Materie gestützt, ungefähre Berechnungen angestellt, wieviel solcher Substanz die Erde zur Zeit wohl überhaupt besitzt und wieviel Wärme sie produzieren; diese Berechnungen haben selbstverständlich noch nicht zu genauen Resultaten führen können, aber soviel scheint doch festzustehen, daß die auf diese Weise entstehende Wärme bedeutender ist als die Wärme, die die Erde an die Umgebung abgibt. Der jetzige Wärmevorrat unseres Planeten ist also wesentlich auf die Leistung der

strahlenden Körper zurückzuführen. Das ist an sich schon eine Feststellung von großer praktischer Bedeutung. Außerdem aber hat man diese Zustände mit den vulkanischen Vorgängen auf der Erde in Beziehung gebracht. Wenn in der Erde fortwährend große Wärmemengen entstehen, so ist es nicht zu vermeiden, daß gelegentlich dadurch auch leichter verdampfbare Teile der Erdrinde in Dampf umgewandelt werden, und diese Verdampfungsvorgänge wirken ähnlich, wie wenn im Kessel einer Dampfmaschine plötzlich eine größere Wassermenge umgewandelt wird: es entsteht eine Explosion mit häufig leider sehr zerstörenden Folgen. So entstehen auch in der Erde durch die Wärmewirkung der strahlenden Substanzen gewaltige Explosionen, und ihre Folgeerscheinungen treten eben als Erdbeben, als vulkanische Eruptionen zutage. Diese Lehre hat in der jüngsten Zeit noch eine tatsächliche Unterlage gefunden, die wohl als Bestätigung aufgefaßt werden kann. Man untersuchte nämlich die bei vulkanischen Ausbrüchen aus der Erde geschleuderten Gesteinsmengen auf ihren Vorrat an strahlender Materie und fand, daß sie davon so reich sind, daß die bei ihnen entstandene Wärme imstande ist, größere Explosionen zu veranlassen. Man darf also annehmen, daß hierauf wirklich vulkanische Erscheinungen zurückzuführen sind.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Naturbutter und künstliche Speisefette. Da Deutschland, wie viele andere Industrieländer nicht imstande ist, bei der Dichte seiner Bevölkerung den ungeheuren Konsum an Nahrungsmitteln aus den natürlichen Quellen des Landes zu decken, bemüht man sich immer mehr, künstliche Erzeugnisse für gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse zu schaffen. Schon Liebig hat durch seine eingehenden Studien auf dem Gebiete der Agrilkulturchemie die Erträge der Landwirtschaft sehr bedeutend vermehrt dadurch, daß er die chemische Forschung in den Dienst dieses bis dahin nur von meist recht wenig neuen Fortschritten zugelegten Bauern und Junkern verwalteten Zweiges der Volkswirtschaft gestellt hat. Die Nahrungsmittelchemie spielt heute eine hervorragende Rolle in der chemischen Forschung und Technik. Immer mehr bemüht sich die Industrie, auf künstlichem Wege Nahrungs- und Genussmittel herzustellen, und wenn auch der Wunsch des französischen Chemikers Berthelot, eine fabrikmäßige und daher von äußeren Verhältnissen weniger abhängige Herstellung der Nahrungsmittel zu ermöglichen, noch lange nicht in Erfüllung gegangen ist, so hat die chemische Industrie doch in dieser Beziehung schon manche Erfolge zu verzeichnen. Die Naturbutter durch ein billigeres Produkt zu ersetzen, ist ein alter Wunsch von Chemikern und Nationalökonomen gewesen. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts erließ die französische Regierung ein Preisauschreiben mit der Forderung, einen Ersatz für die außerordentlich teuer gewordene Butter zu schaffen. Der Erfolg war die Erfindung der Margarine. Hierüber sowie über die gebräuchlichsten anderen künstlichen Speisefette berichtet Dr. Friedrich Minkes im „Kosmos“. Dem französischen Chemiker Mège-Mouries gelang es, aus dem Rindertalg ein butterähnliches Nahrungsmittel zu gewinnen, das eben die Grundlage für die Margarinefabrikation wurde. Die festen Bestandteile des Talges, namentlich das hochsiedende, schwerverdauliche Stearin, wird ausgepreßt, während die flüssigeren Bestandteile, Palmitin und Olain, das Hauptmaterial für Margarine abgeben. Zur Erlangung des butterähnlichen Geschmades wird das Produkt noch mit einer gewissen Menge Kuhmilch verbuttert und kann zur Erhaltung einer weicheeren Konsistenz noch mit Pflanzenölen vermischt werden. Ein erstklassiges Margarinefett steht weder im Wohlgeschmack noch im Nährwert der Naturbutter nach, übertrifft sie sogar hinsichtlich der Haltbarkeit. Diese Margarine ist allerdings kaum wesentlich billiger als Butter und verliert damit natürlich ihren hohen volkswirtschaftlichen Wert. Beim Publikum ist die Margarine durch billige, schlechtmachende Produkte zum Teil in Verruf gekommen; die guten Fabrikate stellen aber in der Tat ein sehr geeignetes Speisefett dar, sind aber leider noch nicht billig genug, um in weiterem Maße Verwendung zu finden. Außer den aus dem Tierreich stammenden Kunstspeisefetten gibt es eine ganze Reihe solcher, die aus Pflanzenstoffen bereitet werden. Das Kokosnussfett bildet für diese Gruppe das Hauptrohmaterial. Wie die meisten Pflanzenfette, wird das Kokosfett besonders leicht ranzig, indem sich freie Fettsäuren bilden, und erhält dadurch einen kratzenden Geschmack und unangenehmen Geruch. Durch die verbesserten Fabrikationsverfahren ist es indes gelungen, ein reines und sehr haltbares Präparat herzustellen, das die Konkurrenz mit anderen Kunstspeisefetten nicht zu scheuen braucht. Unter den Namen: Palmöl, Kokosbutter, Pflanzenbutter usw. sind zahlreiche ähnliche Produkte im Handel und werden vermutlich auch eine größere Verwendung finden. Das Mischtrauen, das gegenüber manchen Milchprodukten minderwertiger Art ganz berechtigt ist, wird erst völlig schwinden, wenn eine genaue Nahrungsmittelkontrolle die Verwendung schlechter Materialien verhindert.

W.